

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 6 (1938-1939)
Heft: 6

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KLEINE RUNDSCHAU

Sir Austen Chamberlain

Erinnerungen aus fünfzig Jahren englischer Politik.

(Sir Austen Chamberlain, Englische Politik, Erinnerungen aus fünfzig Jahren, mit einem Vorwort von Neville Chamberlain, Erstminister von Grossbritannien, einzige autorisierte deutsche Ausgabe: Essener Verlagsanstalt 1938).

„Austen Chamberlain war immer das, was wir einen „klubhaften“ Menschen nennen, das heisst er war von Natur aus gesellig und freute sich an dieser Geselligkeit. Er war ein äusserst fesselnder und angenehmer Unterhalter, weil er in seinem von Natur aus guten Gedächtnis eine Menge von Erinnerungen aufgespeichert hatte und ein ausgezeichneter Erzähler war. In London gibt es eine Menge Essklubs, die kein eigenes Heim besitzen, deren Mitglieder aber in regelmässigen Abständen zum Essen und Erzählen zusammenkommen. Austen Chamberlain war Mitglied mehrerer dieser Klubs, zu denen Soldaten und Seeleute, Richter und Wissenschaftler, Schriftsteller und Literaturkritiker, Kirchenmänner und Politiker aller Parteien gehören.“

In seinem Geleitwort zu der deutschen Ausgabe des vorliegenden Erinnerungsbuches gibt der derzeitige britische Premierminister Neville Chamberlain diese Schilderung seines Bruders, der er befügt, dass er „wenig von der englischen Neigung zum Sport besass, und dass seine Augen, die von Kindheit an schlecht waren, ihn auch daran gehindert haben würden, viel Erfolg bei Dingen zu erlangen, die eine genaue Zusammenarbeit von Hand und Auge erfordern. Zu Blumen dagegen hatte er eine tiefe Neigung. Nichts machte ihm mehr Freude, als im Frühling durch Wälder und Felder zu streifen und Himmelsschlüssel und Aurikeln zu pflücken; und als er einen Steingarten in Sussex anlegen konnte, verbrachte er Stunden mit der Pflege seiner geliebten Alpenblumen, in deren Kenntnis er zu einer richtigen Fachgrösse wurde.“ Die Art des guten Erzählers, als den der Kreis der Klubfreunde Sir Austen zu schätzen wusste, kommt in manchen Stellen des Erinnerungsbuches zur Darstellung, wie z. B. in dem Bericht über ein Auftreten Bismarcks im Preussischen Landtag; während einer etwas professoralen Rede eines Abgeordneten „öffnete sich die Tür des Ministerzimmers langsam und Bismarck erschien in seiner dunkelblauen Generalsuniform mit gelbem Kragen. Alle seine Kollegen erhoben sich und begrüssten ihn, und es gab, wie die Zeitungen sagen würden, eine Sensation auf den Tribünen.“ Auf Windthorst, den kämpferischen Katholikenführer, „der Thiers ähnelte“, kam während der Anwesenheit Bismarcks der freisinnige Führer Eugen Richter zu Wort; Chamberlain findet eine Aehnlichkeit dieses mit Gambetta „den gleichen untersetzten Körper, den Kopf eng zwischen den Schultern ohne einen

irgendwie erwähnenswerten Hals, das lange schwarze Haar aus der Stirne gebürstet... Er sprach etwa eine dreiviertel Stunde, griff Bismarck scharf an, bestürmte ihn mit Beweisgründen, mit Hohn und Gelächter. Unterdessen machte der Kanzler, der seine Notizen durchgegangen hatte — sie waren in grosser Handschrift auf Aktenbogen geschrieben —, unruhige Bewegungen hin und her. Man sagt, dass er gegen Angriffe sehr empfindlich ist, und dass er, obwohl er scharfe Dinge gegen andere sagt, sie selbst nicht ertragen kann. Er rutschte auf seinem Stuhl hin und her und schrieb nervös mit einem dicken Zimmermannsbleistift. Endlich schloss Richter, und Bismarck erhob sich. Seine Reden lesen sich gut, aber die Worte kommen ihm nicht leicht, wenn er spricht. Er gebraucht immer das richtige Wort, aber manchmal braucht er lange es zu finden. Und seine Sätze sind durch ein kurzes, unangenehmes Husten unterbrochen, das vielleicht den Hörern unangenehmer als ihm selbst ist. Auch seine Gebärden, oder sollte ich vielleicht seine Bewegungen sagen, da er keine Gebärden gebraucht, sind linkisch; er schwankt von einem Fuss auf den andern, seine Hände zucken ständig hin und her, jetzt mit dem Taschentuch, dann sind sie am Schnurrbart, und alle Augenblicke macht er einen kurzen Ruck, als ob ihm der Rock schlecht sitze und ihn unter dem Arm kneife. Aber man hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu, denn seine Reden sind inhaltsreich: Beispiele aus der Geschichte oder Tatsachen von heute aus anderen Ländern, gesunde Beweisführung, erhellt durch Scherze auf Kosten seiner Gegner... (es ist die Zeit des preussischen Kulturkampfes)... wenn die Lage kritisch und eine Mehrheit für die Regierung unsicher ist, wie bei den Kirchengesetzen, kommt der Höhepunkt der Rede, die Drohung mit dem Rücktritt... wenn die Abgeordneten kein Vertrauen in ihn hätten, so wolle er den König bitten, ihn vom Amt zu entbinden — was, beiläufig, der König nicht tun wird. Aber die Mehrheit ist gesichert, das Ziel ist erreicht, trotz den höhnenden Zurufen der Opposition, die sich erinnert, all das schon vorher gehört zu haben." Chamberlain unterstreicht mehrfach den Unterschied zwischen dem Preussischen Landtag oder dem Deutschen Reichstag und dem englischen Unterhaus und erwähnt mit sichtlicher Genugtuung, dass Bismarck „mindestens bei einer Gelegenheit dem englischen Parlament seine Achtung bezeigt habe. „Ich beneide Euch englische Staatsmänner um die Aufregung im Unterhaus", sagte er zu Goschen in den frühen achtziger Jahren. „Ihr habt die Freude, einen Mann einen verdammten ausgekochten Lumpen nennen zu können. Nun, das kann ich in der Diplomatie nicht." Hatte Bismarck vielleicht die Form der englischen Parlamentsreden nicht genau ermessen, so hatte er doch mit seinem gewohnten Scharfsinn ihr Wesen erfasst."

Chamberlain lässt sich angelegen sein die besondere Bedeutung des englischen Unterhauses hervorzuheben, an der Gestalt des Speakers Arthur Wellesley Peel, der von 1884 bis 1895 das Unterhaus präsidierte, macht er dessen ganz eigenartige politisch-moralische Stellung im englischen Volk sichtbar, eine Stellung, die kein Parlament einer anderen Nation innehalt. Nach jeder Neuwahl des Unterhauses begibt sich gemäss

dem Herkommen dessen neu- oder wiedergewählter Vorsitzender, der Speaker, ins Oberhaus um dort die Amtsbestätigung durch den König zu erhalten. Die Mischung von Traditionsgebundenheit und Freiheit, die das Wesentliche des englischen politischen Lebens ausmachen, kommt in dieser traditionellen Szene im Oberhaus zur Darstellung; Chamberlain schildert einen solchen Vorgang, die Bitte um Amtsbestätigung des Speakers Peel: „Die würdige Demut, mit der er mit den durch die Zeit ehrwürdig gemachten Formen, ‚sich selbst den gnädigen Befehlen Seiner Majestät unterwarf‘ und mit der er, nachdem diese Befehle gekennzeichnet worden waren, erbat, ‚dass, sollte irgend ein Fehler begangen werden, dieser nur mir allein und nicht den Seiner Majestät getreuen Gemeinen zugeschrieben werden möge‘, wobei er sich jedesmal tief verbeugte — diese Demut stand in schönem Gegensatz zu dem erhabenen Ton, mit dem er, jetzt zu seiner vollen Grösse aufgerichtet, die Vorrechte der Gemeinen laut aufstellte: ‚Freiheit der Rede, Freiheit vor Verhaftung und Freiheit des Zugangs zu Seiner Majestät zu jeder Zeit‘ — ein Gegensatz, der die geschichtliche Entwicklung im Ausschnitt zu zeigen schien.“ Eine andere Szene zeigt die moralische Macht des Unterhauses. Im Jahre 1892 hatte ein Parlamentsausschuss die Zahl der Arbeitsstunden der Eisenbahnangestellten untersucht, unter den Vernommenen befand sich der Vorsteher eines kleinen Bahnhofes, die betreffende Eisenbahn-gesellschaft entliess unter durchsichtigem Vorwand diesen Mann; der Generaldirektor dieser Gesellschaft war selbst Unterhausmitglied, er und drei seiner Mitdirektoren wurden ins Unterhaus geladen und der Erstgenannte sprach alsbald sein Bedauern über den Vorfall aus, eine Entschädigung des Entlassenen lehnten sie aber hartnäckig ab, sie mussten hierauf den Sitzungssaal verlassen und das Unterhaus beschloss, „dass sie einen Bruch der Vorrechte des Hauses begangen haben, und dass sie hereingerufen und vom Speaker verwarnt werden sollen.“ „Das schien ein ziemlich lahmer Schluss“ fügt Chamberlain hinzu, die vier Direktoren wurden wieder hereingerufen, der Generaldirektor, der Unterhausmitglied war, „fühlte seine missliche Lage sehr deutlich, aber die andern drei erschienen fast herausfordernd vor der Schranke, so, als ob nichts vorläge... sie sollten also einen ‚Rüffel‘ vom Speaker bekommen; das war alles, was das Unterhaus ihnen anhaben konnte... Speaker Peel redete nicht einmal zehn Minuten... Der blosse Wortlaut, wie ihn der Parlamentsbericht wiedergibt, vermittelt keine Vorstellung von der vernichtenden Wirkung jener kurzen Ansprache. Die Männer, die vor nur wenigen Minuten so herausfordernd vor die Schranke getreten waren, wurden unter seiner Rüge ganz klein; Schweißtropfen traten auf ihre Stirn, und als er sie entliess, verkrochen sie sich wie verprügelte Hunde, während wir anderen uns wie die Hunde schüttelten, die aus dem Wasser kommen, und dem Himmel dankten, dass wir nicht an deren Stelle gewesen waren.“

Aus den obigen Schilderungen kann man zwei Momente entnehmen, welche die Politik Austen Chamberlains bestimmten, nämlich eine starke verstandes- und gefühlsmässige Bindung an die britische Ueberliefe-

rung und eine minutiöse aber distanzierte Beobachtung des Auslandes. Im Gegensatz zu Sir Edward Grey hat er eine ausgesprochene Neigung zur Politik. „Ich mache mir gar nichts aus Politik! — schreibt er im Jahre 1913 an einem Ferientag, aber sofort fügt er hinzu — Das heisst, das ist nicht wahr. Ich mache mir sehr viel daraus, aber ich suche eben nach Worten, Dir zu beschreiben, wie göttlich glücklich ich heute Abend bin.“ Er beschäftigt sich umfangreich mit der Kunst der Rede als einem Mittel der politischen Beeinflussung. Die politische Richtung, die Austen sein ganzes Leben einhält, ist von dem überragenden Vater Joseph Chamberlain, dem Kolonialminister während des Burenkrieges und Grossindustriellen aus Birmingham, bestimmt, in der britischen Reichspolitik tritt er den Bestrebungen zu einer Lockerung des Reichsverbandes entgegen und bekämpft aus dieser Haltung heraus z. B. die Regierung Asquith scharf und mit bitteren Worten, aber mit englischer Grossmut stellt er im Alter selbst frühere Aeusserungen gegenüber politischen Gegnern richtig. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang ein von ihm überliefertes Wort des südafrikanischen Generals Botha während der Versailler Verhandlungen im Jahre 1919: „... Es macht sich bezahlt, wenn man hochherzig ist... selbst ein kleines Land kann, wenn man es zur Verzweiflung treibt, sehr viel Unannehmlichkeiten bereiten...“ Dem britischen Imperialisten Chamberlain war nach dem Weltkriege Gelegenheit gegeben diese Hochherzigkeit als der englische Aussenminister der Locarno-Tage zu üben und er selbst scheint diese Zeit als die Höhe seiner politischen Laufbahn zu betrachten, als er mit Briand und Stresemann an der Befriedigung Europas arbeitete; diesem französischen und diesem deutschen Staatsmann widmet er Erinnerungsblätter, die von besonderer Hochachtung und Wärme für seine Verhandlungspartner zeugen.

Für den schweizerischen Leser interessant sind die Mitteilungen aus dem Jahre 1911 über Unterredungen mit dem britischen Generalkonsul Sir Henry Angst in Zürich, dieser scheint wie Sir Austen selbst einem starken Pessimismus verfallen gewesen zu sein: „Angst sagte damals, dass die Deutschen in den deutschsprechenden Kantonen ganz ihren eigenen Willen durchsetzten. Die Zeitungen seien in den Nachrichten wie bei deren Beurteilung völlig von den deutschen abhängig — die Schweizer Blätter schrieben weitgehend aus den deutschen ab, sodass die Leser nur die deutsche Ansicht sähen. Deutsches Geld sei in das Land eingeströmt und habe seine industrielle Entwicklung weitgehend geschaffen. Aber neben dieser rechtmässigen Verwendung deutschen Kapitals sei auch der ‚Reptilienfonds‘ benutzt worden, um die öffentliche Meinung zu beeinflussen... Die deutsche Schweiz würde vom Deutschen Reich (beim Ausbruch eines Krieges) geschluckt werden. — Eine düstere Weissagung, fügt Chamberlain bei, die aber glücklicherweise, wie das Ergebnis zeigt, ganz unbegründet war.“

Das vorliegende Buch hat der Herausgeber und Uebersetzer Fritz Pick mit Ermächtigung Austen Chamberlains aus dessen beiden Büchern „Down the Years“ und „Politics from Inside“ zusammenfügt.

Es enthält auf 742 Textseiten grosses und sehr vielseitiges politisches und biographisches Material, das sich der Historiker nicht wird entgehen lassen. Die Uebersetzung ist getreu und flüssig.

Paul Schmitt.

Ueber Hugo von Hofmannsthal anlässlich einer Studie über ihn

„Der berühmte Autor lebt nur in einer anderen Form der Ungekantheit, als der Autor, von dem niemand redet.“
(Hofmannsthal)

Als Hugo von Hofmannsthal vor neun Jahren starb, waren die klagenden Freunde in dem Gefühl einig: Ein Berühmter ist von uns gegangen, aber ein Ungekannter, ein Hochgefeierter, aber doch Verborgener, ein Erzieher der Nation, dessen lebendigste Spur gleichwohl im Geheimen verlief.

Dem Zeugnis der Liebe und der bewundernden Ehrfurcht für den Dichter verband sich die Anklage gegen den stumpfen Geist der Zeit, gegen die Literarhistoriker, welche das Werk des Mannes hinter das des Jünglings setzten, gegen den gemeinen Kunstverständ, der in dem Problem der Form nur eine müsige Spielerei erkennt, gegen das unruhige, sozial fiebernde Geschlecht der jungen Dichter, denen Hofmannsthal die bündige Antwort auf die Frage versagte: Was sollen wir denn tun? Es waren Bekenntnisse einer streitbaren Liebe, aber der Streit ist lange abgetan, und die Liebe, als gemeinsame Sorge um das Gut der deutschen Dichtung, verbindet die ehemals Entzweiten. Es ist dem Ruhm mit den Büchern und den Ideen gemeinsam, dass er Epochen des Hervortretens und der Verborgenheit kennt, und wieder ist die Einsicht erworben, dass Ruhm und nationale Wirkung zweierlei sind, ja mitunter sogar im Verhältnis der Gegenläufigkeit stehen. Keineswegs dürfen wir ihn mit Erfolg und Beifall verwechseln; das lehrt uns ein einziger Blick auf das Spätwerk Goethes und die Beurteilung, die es bei den Deutschen erfuhr. Der Ruhm ist die geistige Macht, die ein einzelner Mensch seinem Zeitalter und der Nation abgerungen hat, also ein entrissener, kein zugestandener Besitz und enthält eben darum, als Sieg über einen Widerstand, das dauernde Element des Furchtbaren in sich, furchtbar den Rühmenden selbst.

I.

Leichtigkeit und Glück kennzeichnen den Beginn von Hofmannsthals schriftstellerischer Laufbahn. Er hat „Welt“ als Inbegriff von nobler Abkunft, Besitz, Bildung, wechselnden Lebensschauplätzen, glänzender Kollegenschaft, publizistischen und theatralischen Hilfsmitteln jeder Art. Er hat diese Welt, sie umspielt ihn, er atmet sie aus wie die Luft- bevor er noch eine eigene nur aus der moralischen Kraft seiner Kunst sich erworben hat.

Sein Werk ruht in der Herkunft. Das Glück, das er besass, scheint selber ein Bestandteil seiner Kunst und ist wie ein geheimes Zeichen göttlicher Zustimmung seinen Liedern, ihrer nachdenklichen Anmut, aufgeprägt. Seine Briefe strömen eine entzückende Lebensluft aus, in der sich Glück, Unschuld und ein gewisser edelmännischer Dandysmus durchdringen. Mit zwanzig Jahren, aus seinem Freiwilligen-Jahr, schreibt er an den Vater: „Und wie diese Frau Andreas Salomé in Wien war, die mit einigen sehr hochstehenden Menschen lange zusammengelebt hat, hat sie auch gesagt, dass wir, ich also, einen sehr merkwürdig glücklichen Eindruck machen.“ Und einige Zeilen später: „...nur habe ich ein merkwürdiges Erbteil von der Mama, eine Spur von der erschreckten und unfreien Art des Grosspapa Laurenz: nämlich manchmal gewinnen äussere widrige Umstände eine unbegrenzte Macht über mich... es geht dann wie im Traum, wo man weiss, dass etwas ein Nachtkastl ist, und doch eine unaussprechliche Angst davor hat, die einen immer mehr und mehr unterwirft und martert.“ Die Lebensangst überfällt ihn inmitten des Besitzes und macht sein Glück nach innen zweideutig. Er hat um diese Zeit, 1885, schon eine Reihe lyrischer Dramen geschrieben, darunter „Der Tod des Tizian“ und „Der Tor und der Tod“, er hat unter dem Decknamen „Loris“ mit unbegreiflich sicherem Urteil in den Kunstdialog der Zeit eingegriffen, er steht mit Stefan George im Briefwechsel und hat selbst die bürgerliche Berufsfrage positiv entschieden, denn er ist eingetragener Student der romanischen Philologie.

Um den reinen Gegensatz zu diesem kampflos spielenden Weltverhalten aufzufinden, greifen wir für einen Augenblick auf die Briefe Kleists zurück. Welche Armut! Welcher erdrückende Mangel an Welt! Keine Uebereinstimmung des Dichters mit den Verhältnissen; jeder Schritt in die Oeffentlichkeit geschieht in der Ausfallsstellung. Der Tragiker bildet sich am Widerstand, in der Selbstbehauptung gegen eine Welt, die ihm ans Leben will. Kleist ohne Theater, ohne nennenswerte Freundschaften, ohne Ermunterungen (die geisterhafte Patriarchenstimme Wieland ausgenommen), schuf die deutsche Tragödie, die einzige, welche der alten attischen ebenbürtig ist. Kleists Berufsgeschichte gleicht einem Prozess gegen das Zeitalter, sein Drama bildete sich im Gegenzug zu den Verhältnissen und wurde ihnen stückweise entrissen, in einer Reihe äusserer Niederlagen, die dem Dichter das Leben gekostet haben.

Dagegen Hofmannsthal: Nach den ersten herrlichen Proben seiner Lyrik ist er berühmt. Er sieht sich sofort umringt von Verlegern, Bühnendirektoren, einflussreichen Männern, deren Talente und technische Mittel auf ihn vorbereitet sind. Das Gesetz der Märkte als Widersacher des Schöpferischen hat ihn nie gelähmt; den Dünkel der Kunstbeamten hat er nie an sich erfahren. Er hat das „Glück“ in der Art, wie es die Renaissance verstand: als Eigenschaft. Eine fraglose Heiterkeit liegt in seinem Verhältnis zum dichterischen Beruf und zur Oeffentlichkeit. Mit zweiunddreissig Jahren ist er der nachgeborene Mitbewerber des Sophokles und bittet einen Freund, „...den Reinhart sofort wissen zu lassen, dass er ja nicht den König Oedipus aufführt, weil ich ihm si-

cher einen „Oedipus und die Sphinx“ und wahrscheinlich auch einen einaktigen Oedipus-Greis mache, so dass es eine Trilogie, an zwei Abenden zu spielen, wird.“ Später wird ihm das unfertige Manuscript aus den Händen gerissen, man beginnt zu proben, bevor das Manuscript beendigt ist. So der Ton, das Tempo, der Bühnenoptimismus dieser glücklichen Tage. Es ist wie ein verliebtes Einverständnis zwischen dem Dichter und seiner Epoche. Der lyrische Ruhm war der dramatischen Leistung vorausgeile, und es scheint für einen Augenblick, als gelänge es Hofmannsthal, sich Publikum, Theater und Kritik nur mit der spielenden Kraft des Wortes zu unterjochen.

II.

Die Philosophen der Renaissance haben das menschliche Geschick unter dem Bilde eines Gegeneinanderspiels von fortuna (Glück) und virtù (Charakter, Tugend) gefasst. Hofmannsthals moralisch empfindliche Intelligenz war niemals unkritisch gegen sich. So finden wir als psychisches Ergänzungstück zu der hohen Begünstigung, zu dem „Glück“, das ihm wiederfuhr, die Perioden des Zweifels an sich, der Niedergeschlagenheit, der ständig sich steigernden Lebensangst. Was war das Element, aus dem seine frühen Werke hervorgegangen waren, diese wunderbare sieghafte Kraft, welche die Zeitgenossen an charismatische Begnadung, an eingeborene Magie denken liess? In dem herrlichen „Brief des Lord Chandos“, der in Wahrheit ein Rechenschaftsbericht des Dichters ist, wird darüber gesagt: „Mir erschien damals in einer Art von andauernder Trunkenheit das ganze Dasein als eine grosse Einheit: geistige und körperliche Welt schien mir keinen Gegensatz zu bilden, ebenso wenig höfisches und tierisches Wesen, Kunst und Unkunst, Einsamkeit und Gesellschaft; in allem fühlte ich Natur, in den Verirrungen des Wahnsinns ebenso wie in den äussersten Verfeinerungen eines spanischen Zeremoniells...“ Der „Brief des Lord Chandos“ bezeichnet eine Wende im Leben Hofmannsthals. Der Dichter, im vermeintlichen, naiven, bloss zugespielten Besitz der Welt, denkt nun daran, sich der eigenen Wortmacht zu entäussern, weil sie ihn allzulange vom Besitze der wirklichen Welt getrennt hat.

In jüngster Zeit hat Karl J. Naef in einer umfassenden Studie, „Hugo von Hofmannsthals Wesen und Werk“ (Max Niehans Verlag, Zürich) auf die moralisch-seelengeschichtlichen Bezüge im Werk des Dichters aufmerksam gemacht. Er fasst die Dichtung Hofmannsthals als einen Prozess der Selbstgestaltung auf und wendet sich mit grossem Recht gegen das bekannte Vorurteil, in den Hofmannsthal als der unverbindliche Artist und „arbiter elegantiarum“ des österreichischen fin de siècle erscheint. Er sieht klar, dass es sich in der Befreiung Hofmannsthals von der Form seiner frühen Dichtung um die Preisgabe eines „magischen Weltbesitzes“ handelt und nennt darum die Unternehmung des gesamten Spätwerkes: „Eine Weltoberung ohnegleichen. Was bisher unverdiente Gnade, zufälliges Erbe war, soll durch persönliche Willensleistung erworben werden.“ In welchen konkreten Anlässen manifestiert

sich aber diese „Eroberung der Wirklichkeit“? Diese Frage ist notwendig. Können wir wirklich sagen, dass die Wendung zur griechischen Tragödie, die hochrhetorische „Elektra“ etwa, einen Schritt zur nicht-magischen Kunstübung bedeutet? Ein Prozess der Selbstgestaltung? Gewiss, aber er hat sich in einer Reihe von Situationen abgewickelt, die durch wirkliche Kämpfe und Namen, wie Richard Strauss, Reinhardt u.s.w. gekennzeichnet sind. Wenn gelegentlich der Begriff der „Präexistenz“ als das „Vorindividuelle, Vorbewusste und seinsmässige Unveränderliche des Menschen“ umschrieben wird, „worin er in die grosse Ruhe eines Ueber-Ich oder eines übermächtigen Du einbezogen und aufgegangen ist“, so darf füglich gefragt werden, ob solche Erläuterungen ihren Gegenstand nicht eher verdunkeln als erhellen. Aber scheint es nicht der Dichter selber zu sein, der hier den Biographen ermuntert? Hat er sich nicht mit Vorliebe der begrifflich unbestimmten, der sakralen und apokryphen Worte bedient? Wenn wir richtig sehen, liegt hier ein Problem der deutenden Biographie überhaupt verborgen. Soll sie dem Dichter Gefolgschaft leisten oder einen Uebersetzungsversuch seiner Absichten geben? Die Anhänger einer „immanenten“ literarischen Deutung vergessen zu leicht, dass jede Interpretation eines Werkes Darstellung und mithin Veränderung ist. Die zwanghafte Nachfolge, in der Naefs Buch zu den eigenen Formulierungen Hofmannsthals steht, nimmt ihm an plastischem Wert, was es ihm an dokumentarischem einträgt.

III.

Auf das Werk Hofmannsthals fällt heute ein welthistorischer Schatten: Es ist der Untergang des alten Oesterreich. Hofmannsthal ist sein vorausahnender Allegoriker gewesen, so gut wie er seine letzte grosse Kulturerscheinung war. Das Vergehende, Hinfällige allen Geschehens, Stimmungen, die in Verse geflossen sind, die sich wie Zauberrunen einprägen, hat sich in den grossen Mysterienspielen zur endgültigen Formel verdichtet. In ihnen hatte sich der magische Weltbesitz zum universalen, eschatologisch durchwalteten Weltverzicht gewandelt.

Unter einer grausigen Verkehrung der Mittel und der Vorzeichen scheint heute eingelöst, was Hofmannsthal in den ersten Kriegsjahren zur Frage der österreichischen Staatsidee niedergeschrieben hat: „Sieht man Oesterreich so, als den einen Teil des alten deutschen Imperiums, worin alle Kräfte der deutschen Geschichte lebendig und wirkend sind, so ergibt es sich für die Deutschen: Oesterreich ist kein schlechthin Bestehendes, sondern eine ungelöste Aufgabe. Vieles, was in dem 1870 begründeten neuen Reich seine Lösung nicht finden konnte, und doch deutsche Aufgabe war, inneres deutsches Leben, ein Wirkendes, von der Schickung gewollt, soll und wird hier gelöst werden. Oesterreich ist die besondere Aufgabe, die dem deutschen Geist in Europa gestellt wurde. Es ist das vom Geschick zugewiesene Feld eines rein geistigen Imperialismus.“ Er hatte vorher an den dreissigjährigen Krieg als an das entscheidende österreichische Erlebnis erinnert: Die Abwehr der Türken, „die grosse Tat gegen Osten“, habe in einer grandiosen Zusammenfassung

aller mitteleuropäischen Kräfte gegen den asiatischen Feind die Struktur der Nation bestimmt. In dem Bilde, das er auf immer verschiedenen Stufen von Oesterreich entwarf, findet eine fortwährende Uebersetzung der rein politischen Sachverhalte ins Geistige und Kulturelle statt.

Das Leben der Geschichte war ihm ein Spiel geistiger Kräfte. Sein bewahrender, auf Mass und Mitte gerichteter Sinn hätte den Gedanken nicht ertragen, dass sich im historischen Geschehen nur ein Kampf um die Macht abspiele, blind gegen alle höheren Ziele der Kultur, Anarchie, die zum Gesetz erhoben ist. Wo Macht war, da sollte sie einem Ausgleich dienen. Bezeichnend sind die Sätze: „Es bedarf nicht der Einmischung der deutschen politischen Gewalt, wohl aber der ständigen Beeinflussung durch den deutschen Geist“ und: „Oesterreich bedarf ohne Unterlass des Einströmens deutschen Geistes: Deutschland ist ihm Europa.“ Seine Behandlung der Geschichte zeigt platonische Züge. Das historische Ereignis ist gleichsam nur das unterste Faktische im Stufenbau der Idee, es kann nicht für sich bestehen, sondern weist beständig über sich hinaus, auf den grossen ideellen Zusammenhang, an dem es teilhat und der ihm allein die Würde gibt. So sucht Hofmannsthal in Deutschland das deutsche Wesen und in diesem die europäische Idee. So feiert er die österreichische Geschichtstat gegen Asien als die Herstellung einer geistigen Ordnung, um den polymorphen Osten zu fassen“. So verwandelt sich ihm selbst der träge, ablösungsbedürftige Expansionsgeist der Habsburger in eine leuchtende Metapher, in die Forderung, nach einem „rein geistigen Imperialismus“. In dem Grade, als Hofmannsthal das Hinfällige und Schwindende der alten Mächte spürte, war er bemüht, ihr Symbolisches unter den Sternhimmel der Idee zu versetzen. Die Schauer der Vergänglichkeit sind das irtümliche Erlebnis des Dichters, aber es war ihm auch die Form gegeben, die das Flüchtige bewahrt, und die sittliche Verantwortung, die es hinüberrettet in die Dauergestalt der grossen Gleichnisse.

Armin Kesser.

Mathematik und Wirklichkeit

Les mathématiques et la réalité, Essai sur la méthode axiomatique par Ferdinand Gonseth, prof. à l'Ecole Polytechnique de Zurich. Paris, Alcan, 1936; in 8. p. XI, 386.

Ein Werk über Logik. Werden wohl, durch dieses Wort erschreckt, sich alle diejenigen abwenden, die nicht von berufswegen philosophische Erörterungen verfolgen müssen? Kann ich sie durch die Versicherung festhalten, das Werk habe nichts Schulmässig-Langweiliges an sich? — Ja, aber ist Logik denn nicht an sich eine widerborstige Wissenschaft? — Dieses Buch ist aber geradezu bereit!

Noch mehr: Es verkündet leidenschaftlich eine kühne Synthese. Der Verfasser weiss den Leser zu überzeugen, einen neuen Standpunkt einzunehmen, nicht nur, um die Stellung der Mathematik innerhalb unseres Wissens zu verstehen, sondern, um das Streben des menschlichen Geistes an sich zu beurteilen, dessen Ursprung und Sinn zu erfassen, und dessen

Richtung vorauszusehen. Dies wird wohl genügen, um die Aufmerksamkeit jedes Gebildeten zu fesseln.

Das Thema der Diskussion: Es werden uns drei Personen im Gespräch vorgestellt: ein Mathematiker, welcher nur in seiner Wissenschaft Gewissheiten sieht und sich daher nicht in philosophische Erörterungen einlassen will, deren Sinn ihm entgeht; ein „Platoniker“, der seine Gewissheit auf das Vorhandensein einer von unserem Willen unabhängigen Wirklichkeit gründet; ein Geometer endlich, den die Grundlagen der Mathematik lebhaft beschäftigen.

Der dritte Gesprächspartner, Idoine genannt, legt die Ansichten des Autors dar. Er entdeckt in den Auffassungen der zwei andern eine gemeinsame Basis: die praktische Haltung, welche darin besteht, anzunehmen, dass auf diesem oder jenem Seitenweg unsere Erkenntnis zu einer abstrakten oder konkreten Wirklichkeit dringe, welche vollkommen und endgültig bestimmt, ja vorbestimmt sei.

Der Mathematiker kann am erkenntniskritischen Problem nicht vorbeieichen. Als erster hat Kant begriffen, dass unsere Wissenschaft eine der Struktur des erkenntnissuchenden Geistes innewohnende Funktion ist. Aber erst seit der Entdeckung der nicht-euklidischen Geometrien drängt sich dem Mathematiker das Problem der Erkenntnis auf. Vor dieser Entdeckung war die Frage einfach zu lösen: Wie die andern Axiome schien der Grundsatz der Parallelen von einer schlagenden, nicht zu beweisenden Evidenz. Seitdem hingegen Lobatschefski dem euklidischen Grundsatz den folgenden entgegengestellt: „Es können durch einen Punkt ausserhalb einer Geraden zwei Parallelen zu einer gegebenen Gerade gezogen werden“, und seitdem dieses neue Postulat erlaubt hat, eine neue Geometrie aufzubauen, die ebenso wahr ist, wie diejenige Euklids, erscheint die Frage nach der Natur der Axiome und ihrer Angleichung an das, was wir Wirklichkeit nennen, unabweisbar. Das Problem der Autonomie der Mathematik und ihrer Adaequation an die Realität steht im Zentrum der Auseinandersetzung, die sich durch das Buch Prof. Gonseths zieht.

Als nun die Mathematiker eine Axiomatik entwerfen wollten, sind sie auf Antinomien gestossen, die noch ungelöst sind. Wie erklärt sich das, und welche Folgerungen sind daraus zu ziehen? Die Werke von Poincaré beweisen, dass diese Frage die Mathematiker seit langem beschäftigt. Um sie vollkommen zu lösen, zieht Herr Gonseth den Kreis der Diskussion weiter, indem er sich bemüht, von unseren instinktivsten Schritten auszugehen, um uns Zug um Zug zu den reinsten Folgerungen der Logik zu bringen, die heute gezogen werden können.

Das Konkrete ist nie an und für sich gegeben. Das Studium unserer Farbempfindungen zeigt, wie dieselben bereits das Resultat einer ersten groben Analyse des Lichtphänomens sind. Der Sehapparat und der dazugehörige Teil unseres Bewusstseins sind in gleicher Weise daran beteiligt, nicht nur, um eine äussere Invariante oder Variante auf eine innere Invariante oder Variante abzustimmen, sondern um Abstraktionen aufrechtzuerhalten, die den Notwendigkeiten des Tuns

entsprechen, wie etwa die Identität des Objektes innerhalb der Schwankungen der Beleuchtung. Die intuitiven Formen und summarischen, stets unvollendeten Schemas, die wir so schaffen, liegen einer Art Physik der Qualitäten zugrunde, welche die noch völlig gefühlsmässigen Begriffe des Objekts, des Attributs, der Zahl, des Raums und der geometrischen Figur, der Ursache, usw. umfasst.

Die „zwei Gesichter“ des Abstrakten. Die Logik wäre ursprünglich nichts Anderes als eine Physik des beliebigen Objekts, welche über dessen Vorhandensein oder Nichtvorhandensein empirisch Regeln aufstellt. Herr Prof. Gonseth legt dar, durch welchen Kunstgriff *sub generis* das Abstrakte entsteht, von dem ein Antlitz dem Konkreten zugewandt bleibt, während sich das andere den logischen Relationen zuwendet.

Die grundlegenden Begriffe des Objektes, des Seins oder Nichtseins, der Qualität und der Klasse, wie auch die logischen Operationen wie: „und“, „oder“ enthüllen sich als ebenso wirkungsvolle wie unfertige Schematisierungen, die unserem geistigen Gefüge entsprechen und uns durch die Wirklichkeit eingegeben sind, sodass der zum Abstrakten strebende Geist seine ersten Schritte nicht verleugnet. Selbst das letzte in der Reihe der abstrakten Konzepte ersetzt niemals vollständig die dem Konkreten nähergerückten vorangegangenen. Diese leben unterbewusst weiter; das letzte kann nicht ins Auge gefasst werden, ohne dass alle vorangegangenen zugleich und miteinander auftreten.

Die „Autonomie“ der rationalen Ordnung. Es ist mir in diesen wenigen Zeilen nicht möglich, den Ausführungen Prof. Gonseths zu folgen, welche Geometrie und Arithmetik betreffen. Es ist auch da derselbe Schematisierungsvorgang feststellbar, welcher die wahre Natur der Axiome begreiflich macht. Dieser ersten Stufe der Axiomatisierung folgt eine zweite, welche den logischen Aufbau dieser Wissenschaften betrifft. In einer Reihe von Kapiteln über die axiomatische Methode, die Antinomien, die Strukturen, die Begriffe „erklären“ und „umschreiben“, „folgern“ und „beweisen“, treten die Vorteile einer Methode, die nichts vernachlässigt, um im Leben selbst die Wege unseres Geistes festzustellen, frappant zutage. In diesen Kapiteln werden die Antinomien, an die sich die klassische Axiomatik stösst, studiert, erklärt, und gelöst; endlich wird dem Brouwer'schen Intuitionismus ein Platz angewiesen. So wird eine und dieselbe Linie der Axiomatisierung über die ganze Front menschlicher Erkenntnis gezogen, innerhalb welcher die Mathematik lediglich ein Sektor darstellt. Aber auf jedem Punkt ist diese Front gestützt durch die Permanenz des Konkreten und durch die Fülle der Vorhaben, die jeglichen Versuch der Erkenntnis begleiten. Nichts jedoch fordert, dass das Ideal einer absoluten Wahrheit am Ende unseres Strebens stehe, sodass die Antinomie des Abstrakten zugleich bejaht und verneint werden muss: verneint in seiner Entstehung und bejaht in seinem Werden.

Der Druck des Realen. Das letzte Kapitel kehrt, als Abschluss, zum Gespräch der drei Personen zurück. Nur erhält dieses eine schär-

fere und leidenschaftlichere Note, als ob der Verfasser die Abgründe ermisse, die die Geister trennen und sie überbrücken wolle. Das Feuer der Diskussion hindert ihn nicht, zu überlegen. Einmal mehr begeistert ihn das meisterhafte Gebäude der Mathematik, einmal mehr ergreift ihn das Gefühl, dass darin etwas steckt, das den Entdeckungen der mikroskopischen Welt und der stets im Fluss begriffenen Entwicklung unserer Erkenntnis unerschütterlich standhält. Dies erklärt er sich aus dem Parallelismus zwischen Geist und Erscheinungswelt, zwischen der rationalen Ordnung und gewissen tiefen Gesetzmässigkeiten der Wirklichkeit, wobei sich ersterer auf ideelle Beziehungen zurückführen lässt, die gewissen konkreten Bindungen nachgebildet sind. Wenn auch das Wort „Realität“ nicht gebraucht werden soll, als ob „etwas so Genanntes“ vorhanden sei, kann man doch nicht so weit gehen, den Druck, den das, was wir weiterhin Wirklichkeit nennen können, auf unser ganzes Sein ausübt, zu verneinen.

Bedeutung des Werkes. Unvermeidlicherweise wird ein so summarischer Ueberblick dem Gedankenflug des Verfassers untreu. Ich muss es mir v. a. versagen, den neuen Ideen die Entwicklung zu geben, die den Etappen dieser Gedankengänge zukämen. Auch lassen sich hier die hohe Autorität und Präzision der gelehrten Darlegungen des Autors nicht wiedergeben. Ich hoffe jedoch, von der Wichtigkeit des Werkes einen Begriff gegeben zu haben, das sich übrigens nicht schwerer liest als die Schriften Poincarés, welche so manche Auflage erlebten. Dieser, von Herrn Prof. Gonseth mit Vorliebe zitierte Name kommt zum Schluss nicht von ungefähr in meine Feder. Die Gedanken des grossen Geometers liegen auf der Linie der Darlegungen unseres Autors. Wir glauben, weder dem einen, noch dem andern zu schaden, wenn wir erklären, dass *Les mathématiques et la réalité* eine Synthese darstellen, in der viele Ideen Poincarés genauer gefasst, und ihre philosophischen Weiterungen ins volle Licht gerückt werden. Damit sollen die Originalität und wirkliche Neuheit des schönen Werkes Prof. Gonseths nicht im geringsten herabgemindert werden.

S. Gagnebin.

Bezugsbedingungen:

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— für 12 Hefte pro Jahr.

Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.

Erscheint jeweilen anfangs des Monats.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier

Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8

Tel. 45.855 Postcheckkonto VIII 6031

Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8, Zürich

Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 956.060
